

Gestalten und Mächte

Autor(en): **Meier, Walther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **9 (1941-1942)**

Heft 12

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759636>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gestalten und Mächte

Zu Carl J. Burckhardts Reden und Aufsätzen

Von Walther Meier

In unserer Zeit, in der in ungeheurem Ausmass Geschichte gemacht wird, wird auch übermässig viel Geschichte geschrieben. Rührt dies daher, dass die Menschen den Schlüssel zum Verständnis des gegenwärtigen Weltgeschehens vor allem in der Geschichte suchen? Erhoffen sie angesichts des Elends der Zeit Trost im Rückblick auf gewesene Grösse und verschwundenen Glanz? Oder glauben sie aus der Vertiefung in die Vergangenheit eine Ahnung zu erlangen von dem, was die Zukunft bringen wird? — Sicher haben vage Bedürfnisse dieser Art mitgewirkt, die Flut der historischen Bücher zum Ansteigen zu bringen. Ihr Ueberborden hat aber wohl eine andere Ursache: Die Historie ist in die Arsenale eingezogen. Die steinernen Tafeln der Klio werden als Kriegswaffen verwendet. Die natürliche Folge davon ist, dass Gegenwaffen erscheinen. Eine besonders wirksame ist der grundsätzliche Zweifel an aller geschichtlichen Wahrheit. Die scharfe Skepsis gegenüber der Historie — einst das Privileg weniger nachdenklicher Köpfe — droht Allgemeingut zu werden. Das Verdikt von Paul Valéry über die Geschichte: „Tout ce qui est passé est faux“ beginnt breite Zustimmung zu finden. Dieser intelligenteste aller Zweifler hat in seinem berühmten „Discours de l’Histoire“¹⁾ in blitzende Formeln alles zusammengefasst, was je gegen die Geschichte als Wissenschaft vorgebracht worden ist. „... le Passé est chose toute mentale. Il n’est qu’images et croyance“, heisst es dort. Die Geschichte sei vor allem Muse, Angelegenheit der Dichter und nicht der Forscher. An Argumenten, welche diese Behauptungen stützen, ist bei Paul Valéry natürlich kein Mangel.

Diesem radikalen Geschichts-Skeptizismus könnte man den absoluten Glauben an die Geschichte entgegenhalten, den Ortega y Gasset in nicht minder geistvoller Weise vertritt. Für diesen faszinierenden Denker ist die Geschichte nichts Geringeres als das Sein des Menschen. „Es gibt gegenüber der

¹⁾ Variété IV

mathematisch-physikalischen eine erzählende Vernunft. Um etwas Konkretes vom Wesen des Menschen, seiner Person oder seinem Mit-andern-leben zu verstehen, muss man eine Geschichte erzählen, das Leben wird durchsichtig nur im Lichte der „historischen Vernunft.“ „Die unterschiedlichsten Seinsformen gehen durch den Menschen. Zur Verzweiflung der Vernünftler ist das Sein im Menschen blosses Geschehen, ein ihm-Widerfahren. Es widerfährt ihm, Stoiker, Christ, Rationalist, Vitalist zu sein. Es widerfährt ihm, das Weib des Paläolithikums zu sein, die Marquise de Pompadour, Dschingis-Khan und Stefan George. Der Mensch verschreibt sich keiner dieser Formen, er geht durch sie hindurch, er lebt sie, so wie der Pfeil des Zenon, trotz Zenon, in Bewegung bleibt durch alle seine Ruhelagen hindurch. . . Kurz gesagt, der Mensch hat nicht. . . Natur, sondern hat Geschichte. Oder was auf dasselbe hinauskommt: was die Natur den Dingen ist, das ist die Geschichte — als *res gestae* — dem Menschen.“ Ortega y Gasset also, der bald wie ein Torero den Sand in der Arena der deutschen Geschichtsphilosophie aufwirbelt, bald wie ein Coquistador neues, unbetretenes Land erobert, glaubt in der Reise des Menschen durch die Zeit die transzendentale Realität entdeckt zu haben. „Es handelt sich darum, in der Geschichte selbst ihre echte und originale und eigene Vernunft zu finden. Nicht eine ausserhistorische Vernunft, die sich in der Geschichte erfüllt, sondern buchstäblich die selbständige Vernunft, die konstituiert ist durch das, was dem Menschen geschehen ist, die Aufdeckung einer Wirklichkeit, die jenseits der Theorie des Menschen ist, die er selbst ist unter der Hülle seiner Theorien.“²⁾)

Auf die Frage: Was lehrt die Geschichte? lautet die Antwort des mystischen Rationalisten Valéry: Nichts; die des rationalistischen Mystikers Ortéga: *Tat tvam asi*, — das bist Du. Diese beiden Antworten markieren die Pole des Spannungsfeldes, innerhalb welchem das geschichtliche Bewusstsein von Europa lebt.

*

Für den nachdenklichen Sinn kann es sich nicht darum handeln sich zu dem einen oder andern Extrem zu bekennen,

²⁾ *Historia come Sistema*, Madrid 1941. Ein Kapitel daraus; „Die Krise der Vernunft“ ist abgedruckt in der „Europäischen Revue“, März 1942.

sondern eine Auffassung zu gewinnen, die den relativen Wahrheiten hier wie dort gerecht wird. Von den grossen Denkern hat keiner die Grenzen der Geschichte gegenüber der Philosophie, der exakten Wissenschaft und der Dichtung klarer abgesteckt als Schopenhauer. „Die Geschichte soll“ — so lautet seine Umschreibung ihres eigentümlichen Gebietes, auf welchem sie höchst ehrenvoll dastehe — „das Identische in allen Vorgängen, der alten wie der neuen Zeit, des Orients wie des Occidents, erkennen und, trotz aller Verschiedenheit der speziellen Umstände, des Kostüms und der Sitten, überall die selbe Menschheit erblicken. Dies Identische und unter allem Wechsel Beharrende besteht in den Grundeigenschaften des menschlichen Herzens und Kopfes...“ Was die Vernunft für das Individuum bedeutet, das ist die Geschichte dem menschlichen Geschlecht. Ein Volk das seine Geschichte nicht kennt, ist auf die Gegenwart der jetzt lebenden Generation beschränkt und versteht daher seine eigene Gegenwart nicht, weil es sie nicht auf eine Vergangenheit zu beziehen und aus dieser zu erklären vermag. „...Erst durch die Geschichte wird ein Volk sich seiner selbst vollständig bewusst... In diesem Sinne ist die Geschichte anzusehen als die Vernunft, oder das besonnene Bewusstsein des menschlichen Geschlechtes, und vertritt die Stelle eines dem ganzen Geschlecht unmittelbar gemeinsamen Selbstbewusstsein, so dass erst vermöge ihrer dasselbe wirklich zu einem Ganzen, zu einer Menschheit wird... Was nun für die Vernunft der Individuen, als unumgängliche Bedingung des Gebrauchs derselben, die Sprache ist, das ist für die hier nachgewiesene Vernunft des ganzen Geschlechts die Schrift. Die Schrift nämlich dient, das durch den Tod unaufhörlich unterbrochene und demnach zerstückelte Bewusstsein des Menschengeschlechts wieder zur Einheit herzustellen; so dass der Gedanke, welcher im Ahnherrn aufgestiegen, vom Urenkel zu Ende gedacht wird: dem Zerfallen des menschlichen Geschlechts und seines Bewusstseins in eine Unzahl ephemerer Individuen hilft sie ab, und bietet so der unaufhaltsam eilenden Zeit, an deren Hand die Vergessenheit geht, Trotz.“³⁾)

*

³⁾ Welt als Wille u. Vorstellung, Zweiter Band, § 38, „Ueber Geschichte“.

Geschichte ist — so möchte ich die grossgearteten Sätze von Schopenhauer zusammenfassen — ihrem Wesen nach Denkmalkunst.

Wie die echten Denkmäler aus Marmor und Bronze zu den Seltenheiten zählen, (die meisten seit der Gründerzeit errichteten fallen heute verdienterweise den Ansprüchen des Verkehrs und der Altmetallsammlung zum Opfer) so sind auch die echten Schriftdenkmäler keine häufige Erscheinung. Bedeutende Denkmäler brauchen nicht immer Monumentalwerke zu sein; edle Stelen und Hermen, kunstvoll geprägte Medaillen bewahren ihre Wirkung zumeist länger und widerstehen dem Anhauch der Vergänglichkeit oft stärker. So ist es auch mit den schriftlichen Denkmälern. Die Rede von Carducci auf den Tod von Garibaldi wird alle bis jetzt geschriebenen dickleibigen Biographien überleben und auch die Standbilder, die jede italienische Stadt dem Helden errichtet hat.

An kunstvoll ausgeführte Gedächtnis-Medaillen, so wie sie etwa die frühe Barockzeit schuf, wo reiches Relief mit prägnantem Schwung der Linien sich paart, voll von drängendem Leben, das den Kreis zu sprengen droht, wird man erinnert, wenn man die Reden und Aufsätze liest, die Carl J. Burckhardt unter dem Titel „Gestalten und Mächte“⁴⁾ kürzlich hat erscheinen lassen. Die sieben in dem Bande vereinigten Bildnisse sind Gedächtnisschriften in zwiefachem Sinne. Sie rufen die Erinnerung an bedeutungsvolle Gestalten wach bei Anlass der Wiederkehr ihres Todestages oder bei einer andern sinnvollen Gelegenheit; sie sind aber auch mit dem persönlichen Gedenken und Erinnern des Autors spürbar verbunden. Die Erasmusrede ist der dankbare Rückblick auf den alten Humanistengeist von Basel, der Heimatstadt Carl J. Burckhardts, ein verstecktes Lob des Herkommens; die Pirckeimer-Rede verdankt viel von ihrer Lebendigkeit der Erinnerung an jugendliche Studienfahrten durch die alten Städte des deutschen Südens, mit denen das gelehrte Basel von jeher Freundschaft pflegte; das Meisterstück der Sammlung, „Der Honnête Homme“, ist durchsättigt vom Gedenken an Paris und das beglückte Erleben und Erwerben der Geistesschätze des klassischen Frankreich; der Hintergrund, von dem sich das Portrait

⁴⁾ Fretz und Wasmuth Verlag A.G. Zürich.

von Micheli du Crest abhebt, ist eine Rückschau auf die Stadt Calvins, der zweiten Heimat Burckhardts, deren Wesen so schwer ergründbar ist, und das noch jeden empfänglichen Geist merkwürdig erfasst hat, der sich einmal tiefer mit ihm einliess; die Bildnisse von Maria Theresia, Friedrich von Gentz und Grillparzer sind dem Gedächtnis an Wien gewidmet und an die alt-österreichische Welt, mit deren letzten, schon fast schattenhaften Zeugen Burckhardt während seiner Diplomatenjahren noch in lebendiger Berührung gewesen ist. Die österreichischen Studien, die den Hauptteil des Bandes füllen, sind vielleicht auch die späten schönen Früchte einer Freundschaft, welche die geistige Erfahrung Burckhardts besonders bereichert hat, der Freundschaft mit Hugo von Hofmannsthal.

Es scheint mir kein Zufall zu sein, dass die Sammlung von Burckhardts Reden und Aufsätzen mit einer Betrachtung über den Ruhm beginnt, angestellt vor der Inschrift auf dem Grabmal des Erasmus im Münster zu Basel, und endet mit dem nachsinnenden Verweilen bei einer andern Ruhmesinschrift, bei den Versen, die Grillparzer dem Gedächtnis von Mozart gewidmet hat:

„Nennt Ihr ihn gross:
Er war es durch die Grenze.
Was er gekonnt
Und was er sich versagt,
Wiegt gleich schwer
In den Schalen seines Ruhmes.“

Alles, was mit den Worten „Ruhm und „Grenze“ umfasst werden kann, was sie von Zufall und Schicksal, Grösse und Versagen, Wille und Gnade zu bezeichnen vermögen, ist das eigentliche Thema von Burckhardts „Gestalten und Mächten.“ Es geht ihm nicht darum, wie fast den meisten neueren historischen Portraitisten; mit anekdotischen Zügen, psychologisch beleuchtetem Lebenslauf und kulturhistorischem Décor eine im besten Fall interessante Figur zu zeichnen. Seine Absicht ist eine unvergleichlich höhere: es geht ihm um „la taille de l'homme“, um das Ausmass des Menschen, um die Grundeigenschaften des menschlichen Herzens und Kopfes und die Mächte, sichtbare und unsichtbare, die den Menschen erhöhen zur Schönheit, zur Güte, zum Ruhm, oder ihn in seine Grenzen

zurückweisen, wenn er sie überschreitet. Burckhardts Geschichtsbetrachtung ist also die des Moralisten, wobei diese Bezeichnung so zu nehmen ist, wie die Franzosen sie verstehen, wenn sie Montesquieu, Vauvenargue, La Bruyère als Moralisten bezeichnen. Als reiche Natur, begabt mit hoher künstlerischer Schaukraft, geht Burckhardt natürlich nie von moralistischen Maximen aus, um sie dann geschichtlich zu illustrieren, sondern sein Blick umfasst eine menschliche Gestalt in ihrem ganzen lebendigen Ausmass, mitten in seiner Umwelt, hineingestellt in ihr verwirrendes Schicksal, um sie zu durchdringen, zu erleuchten und erkennend zu vereinfachen.

Das Um und Alles aller Politik wird von Burckhardt einmal folgendermassen umschrieben: „Ehrfurcht vor allem Lebendigen und Unbestechlichkeit der Erkenntnis, Scheu vor jeder Täuschung, jeder Fälschung, Sinn für das Zusammenwirken alles Verschiedenartigen, Rücksicht auf jedes Wachstum und Unnachlässigkeit gegenüber den falschen Schossen...“ Es ist dies auch das Um und Alles, das Geheimnis seiner historischen Darstellungskunst. Und an derselben Stelle heisst es weiter: „Der Sinn für Grenzen ist das Zeichen der Reife und der Dauer; ohne ihn kann es nichts Dauerhaftes und nur ewiges Fortstürzen hin bis zum Nichts geben...“ Unmass und der ewige Drang des Menschen seine Grenzen zu überschreiten bilden ein Element seiner Grösse; ihre Kraft ist aber nur eine mittelbar zeugende: sie schafft im besten Falle Raum und Möglichkeiten für neues lebendiges Mass und für frische Ordnungen und Gestaltungen. Die Frage nach dem Mass, die eine Frage nach der lebendigen und dauernden Form ist, wird von Burckhardt immer wieder erneut gestellt und auf die mannigfachste Weise beantwortet. In der Rede über Erasmus, die am Anfang des Buches steht, und in der Rede über Grillparzer, die es beschliesst, bildet das Mass das eigentliche Thema. Aber wie verschieden sind bei diesen beiden Gestalten Antrieb und Art der Selbstbeschränkung. Bei Erasmus ist es „Furcht vor der Verantwortung, tief eingewurzelte Weltangst — nicht Feigheit — der Sinn für das Sich-nicht-durchsetzenkönnen, die Leidenschaftslosigkeit gegen die Leidenschaft“, was ihn in Grenzen hält. Die Seele seines Masses ist die Angst, und die Angst warnt, wie es in Lionados Aufzeichnungen

heisst. Bei Grillparzer ist Mass das Gehege für die innere Sammlung. „Ihn zeichnet aus zumal und vor allem die Scheu, Ehrfurcht und in reiner Weise sich hieraus ergebend: die Erkenntnis des Tragischen als Folge, die unausweichlich dort eintritt, wo die Scheu verletzt wird. Dann die Wahrhaftigkeit bis zur schmerzlichen Kargheit, die Unfähigkeit etwas zu beschönigen, die innere Stille sodann, das Hinhören, gross Hinblicken, diese Fähigkeit die eigene Seele nicht künstlich zu steigern, sondern sie für die Eingebungen, Erfahrungen, Erkenntnisse und Anblicke bereit zu halten.“

In der Mitte des Bandes steht die berühmt gewordene Abhandlung über den „Honnête Homme“ das menschliche Idealbild des grossen Jahrhunderts von Frankreich, das zum Vorbild der aristokratischen Elite Europas wurde, dem man überall wahrhaft oder zum Scheine nacheiferte. Welcher Art nun ist das Mass des „Honnête Homme?“ „Gehaltenheit, Proportion, Gleichgewicht, savoir faire und savoir vivre, all das in Einheit und Gesetzlichkeit, verhaltene Leidenschaft ohne Emphase, nach dem Heroischen hingerichtet aber nur denkbar, wenn es sich im Schönen offenbart, und all dies ausgewogen erscheint in völliger ‚Desinvoltura‘. Ein orthodoxer Sinn für das absolut Schöne bestimmt alles von der Gebärde des Scherzens bis zur Gebärde des Sterbens.“ In dieser meisterhaften Studie wird überdies das Problem der Bildung und der Auflösung gesellschaftlicher Eliten in einer Weise beleuchtet, die mehr Belehrung hinterlässt, als alle soziologischen Handbücher zusammengerchnet. Als eine Art Gegenstücke zum „Honnête Homme“ werden zwei höchst problematische Naturen gezeichnet. Der Genfer Jacques Barthélemy Micheli du Crest, eine Gestalt von genialer Veranlagung, mit einem wild erregten Lebenslauf, will seiner Vaterstadt als Festungsbauer die Dienste eines Vauban leisten und scheitert am Uebermass seiner Leidenschaft, seines Trotzes und seiner Selbstgerechtigkeit. Ein aristokratischer Michael Kohlhaas, der im Kampf um sein Recht sich in lauter Unrecht verwickelt. „Michelis Unfähigkeit, dem Anschein sich zu bequemen, das formale Recht auf seine Seite zu bringen, hatte ihn dahin geführt, wo er nun stand. Er zog keine Lehren aus dem ihm Widerfahrenen, dieselben exakten Methoden, die er auf seine wissenschaftliche Arbeit anwandte, wandte er in star-

rer Weise auf das Leben an. — Das Gegenteil eines Starrkopfes, fast eine proteische Gestalt, ist Friedrich von Gentz, der Schatten Metternichs, der seinen Herrn bald flieht, bald ihm naheilt, je nachdem wie die Sonne scheint. Das oft gezeichnete Bild von Gentz ist schwankend, seine Wirkung wird bis heute widersprechend eingeschätzt. Burckhardt bringt sein schwer zu fassendes Wesen nicht auf eine Formel und stellt es auch nicht zwischen Antithesen. „Er ist ein sehr ausgesprochener Mensch, der bei einer für das äussere Leben besonders begabten Natur einen ungewöhnlichen Weg geführt wurde und in einer grossen, ereignisreichen Epoche inmitten entscheidender Menschen selbst sehr nahe bei der eigentlichen Entscheidung lebte, dabei stets seiner eigenen widerspruchsvollen Natur treu bleibend, in keiner Richtung, keiner Zustimmung ganz aufgehend.“ Sein Mass war die eifersüchtige Wahrung der Disponibilität seiner Natur und seines Geistes. Was Burckhardts Essay über Gentz besondern Wert verleiht, sind die weite Perspektiven blitzartig öffnenden Aperçus über die Metternichsche Staatskunst. Metternich und sein Logothet Gentz sind ja so wenig voneinander zu trennen, dass ein geistreicher Historiker äussern konnte, Gentz und Metternich getrennt ergäben jeder recht wenig, zusammengenommen sei ihre Summe Napoleon gleichzusetzen.

Die umfangreichste Studie des Buches ist Maria Theresia gewidmet und jenem österreichischen Zeitalter, das sie so vollendet verkörpert hat. In dieser majestätischen Frau, die sechzehnmal Mutter wurde, die grosse Völkerfamilie der Doppelmonarchie weise zusammenhielt und dabei einen Feind zu bekämpfen hatte wie Friedrich den Grossen, in dieser wahrhaften Herrscherin stellt Burckhardt ein Heldenleben dar, dem seine ganze Liebe und Bewunderung gilt und von dem er wünscht, „dass es immer gegenwärtig bleibe, wenn wir unsere tiefsten Gemütskräfte aufrufen und nach wahren sittlichen Mass suchen“. Wir folgen denn auch der glanzvollen Erzählung der Lebensabschnitte Maria Theresias nachdenklich, verführt und erhoben, als ob wir unsere Blicke über ein kunstvolles Relief wandern liessen, das eine Meisterhand als Fries um den Sockel ihres Denkmals gezogen hat.